Sophie Stigler

aus Deutschland

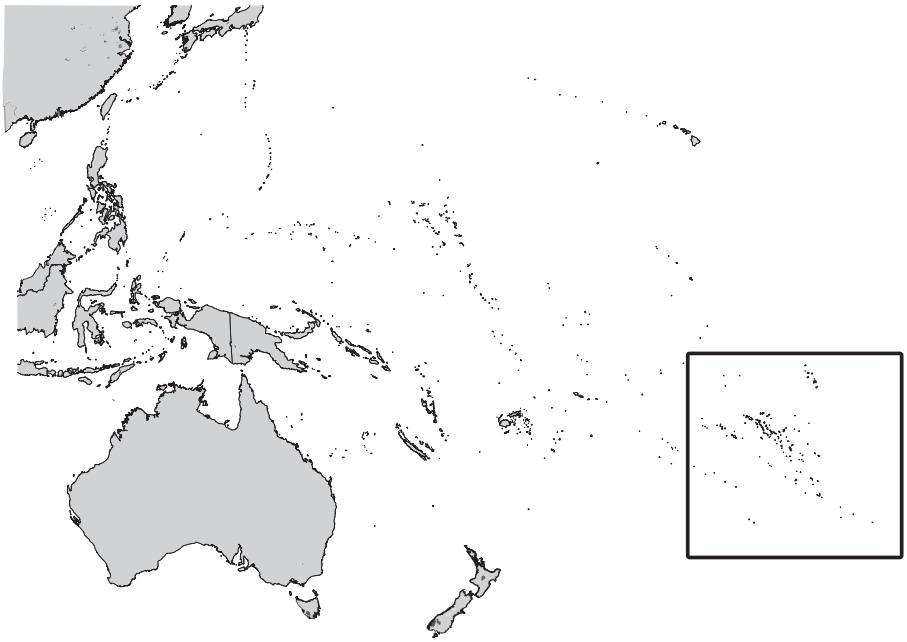
Stipendien-Aufenthalt in Französisch Polynesien

vom 9. Juli bis zum 17. August 2016

Wie ein Sonnenuntergang – 50 Jahre Atomtests in Französisch Polynesien

Von Sophie Stigler

Französisch Polynesien, vom 9. Juli bis zum 17. August 2016



Inhalt

1. Zur Person

2. Zum Land: Südseeparadies mit Geldproblemen

2.1. 90 Millionen „Entschädigung“ pro Jahr

3. Zur Recherche: Atomtests im Korallengarten

3.1 Der Mythos der sauberen Atomtests

3.2 Suche nach dem Unsichtbaren

4. Leben auf Tahiti: Das letzte Huhn fressen die Hunde

4.1 Zwischen Bananen- und Tarobäumen: Haus ohne Türen in Faa’a

5. Der Atomtest-Arbeiter: Michel Arakino

5.1 „Als Vater hab ich doch Leben gegeben, nicht den Tod.“

6. Nationalfeiertag

6.1 „Warum sollten wir eine Schweigeminute für Nizza einlegen?“

7. Einer, der die Wahrheit sucht

7.1 Schon der erste Atomtest verlief „nicht gemäß den Erwartungen“

7.2 Geschwärzte Dokumente

7.3 Von welchen Strahlendosen reden wir?

8. Die höchste Schilddrüsenkrebsrate der Welt

8.1 Risikofaktoren: Übergewicht, Rauchen, Atomtests

9. Pressekonferenz in Flip-Flops

9.1 Keine Zeit für Besuch aus Polynesien

9.2 Entschädigungen gibt es – In der Theorie

10. Heiva – Das Ereignis des Jahres

10.1 Auto heißt auf tahitianisch Fahrzeug-Blitz

10.2 Tattoos verboten

11. Polynesische Abfuhr

11.1 Passierschein A-38

12. Lasst uns ein Gedicht über Atomwaffentests schreiben!

13. Präsident Oscar – Held der Zurückgelassenen

13.1 Manche sagen Genozid

14. Die heilige Kokosnuss

15. Hao – Plutonium unterm Beton

15.1 Auf Hao wächst die Amüsiergesellschaft

15.2 Papageifisch mit PCB

15.3 Flying doctors

15.4 Mami Blu – Star der Nächte in Hao

15.5 Frauenkleider und Schmuck tragen ist für Männer kein Tabu

15.6 Haos Plutoniumvorräte

15.7 Bloß nicht anfassen!

16. Das vernachlässigbare Risiko

17. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht

17.1 „Hollande, geh nach Hause“

1. Zur Person

„Reitlehrerin, Automechanikerin oder wenigstens Astronautin!“ Dass ich mal Journalistin werde, hab ich zu Schulzeiten am wenigsten erwartet. Aber hier bin ich und kann ohne rot zu werden, sagen: Ich finde meinen Job richtig gut. Nach der Schule in München und Belfast ging es dann doch erstaunlich geradlinig: Wissenschaftsjournalismus mit Schwerpunkt Physik an der Uni Dortmund, dem IHECS Bruxelles und der Université libre de Bruxelles. Volontariat beim WDR und jetzt arbeite ich als freie Journalistin für diverse Hörfunksender. Im Studium haben mich besonders Teilchen – und Quantenphysik fasziniert. Leider musste ich feststellen, dass es (fast) nur mir so geht. Im journalistischen Alltag lassen sich die Themen eher schwer unterbringen. Dafür freue ich mich umso mehr, wenn es doch mal klappt („Nobelpreis für topologische Phasenübergänge!“) und mir jemand nach meinem Radiogespräch sagt: „Jetzt hab ich zumindest eine Ahnung, worum's geht.“

Gar nicht so selten hat die abgehobene Physik aber mehr Einfluss auf unser Leben, als man so denkt. Auch wenn die Physiker das selbst vielleicht noch gar nicht abschätzen können. Und nicht immer ist das, was dabei herauskommt, so nützlich wie die Teflonpfanne oder so lustig wie ein Kugelschreiber, der auch im All funktioniert. Es gibt auch Entwicklungen, die so mancher Erfinder am liebsten ungeschehen machen würde. In diese Kategorie fallen dann wohl die Atomwaffen. Umso wichtiger finde ich es, sich die Folgen auch dieser Entwicklung genau anzusehen.

2. Zum Land: Südseeparadies mit Geldproblemen

Französisch Polynesien ist von Deutschland aus gesehen ziemlich genau auf der anderen Seite des Globus. Als „Südsee-Paradies“ wird es von Reisebüros gerne angepriesen, wegen seines türkisfarbenen Wassers, den weißen Sandstränden und Kokospalmen. Vom Rest der Welt lässt man sich hier, mitten im Pazifik, nicht unbedingt stören – das Festland ist in alle Richtungen mindestens 6.000 Kilometer weit weg. Etwa 120 Inseln lugen aus dem Meer. Manchen sieht man wegen ihrer grün bedschungelten, zerklüfteten Bergspitze die vulkanische Vergangenheit noch gut an. Die flachen Küstengebiete sind oft das einzige bebaubare Land, sodass dort die Häuser dicht an dicht stehen. Ähnlich wenig Platz bieten auch die Atolle – schmale Ringe aus Korallenriffen, mit einem Loch in der Mitte, der Lagune. Dort war in der Regel früher mal ein Vulkan, der sich aber inzwischen ins tiefere Meer verabschiedet hat. Wer vom offenen Meer an der Außenseite zur Lagu-

ne geht, ist gerne mal nur ein paar Dutzend Meter unterwegs. Mehr als ein paar Meter ragen die Atolle selten aus dem Wasser heraus, manchmal sind es nur Zentimeter. Der Anstieg der Meere wird hier definitiv seine Spuren hinterlassen.

Die Landfläche der fünf Archipele Französisch Polynesiens ist zusammengenommen nur etwa so groß wie Mallorca: Die Gesellschaftsinseln mit der größten Insel Tahiti und der Hauptstadt Pape'ete, das Tuamotu-Archipel, die Marquesas und die Gambier- und Austral-Inseln, die am einsamsten liegen. Die Entfernungen darf man hier nicht unterschätzen: Die Inseln sind mehr als 2.000 Kilometer über den Ozean verteilt. Wer sie erreichen will, muss in kleine Propeller-Flugzeuge steigen. Schiffe sind nur selten eine Option. Etwa 270.000 Polynesier verteilen sich auf die Inseln; von innen nach außen werden es weniger. Wo es fruchtbaren Boden gibt, finden sich Ananas-, Vanille- und Kaffeeplantagen. Viel Platz dafür gibt es aber nicht. Es reicht nicht einmal, um die eigenen Bewohner zu ernähren. Fast alle Produkte in den Supermarktregalen sind denn auch importiert: Fleisch aus Neuseeland, Gemüse und Obst aus den USA, Milch oft aus Frankreich.

2.1 90 Millionen „Entschädigung" pro Jahr

Seit Ende des 19. Jahrhunderts gehören die Inseln zu Frankreich. Um die separatistischen Sehnsüchte einiger Bewohner zu befriedigen, gab es ein Status-Upgrade vom französischen Übersee-Territorium (Territoire d'outre-mer) in ein Überseeland (POM = Pays d'outre-mer). Das bedeutet, dass die französischen Gesetze nicht zwingend hier gelten – nur in der Außen- und Verteidigungspolitik hat Frankreich das Sagen. Französisch Polynesien gehört interessanterweise auch nicht zur Europäischen Union, bezahlt wird mit Pazifischen Francs. Die Währung ist allerdings an den Euro gekoppelt. Frankreich zahlt jedes Jahr etwa 90 Millionen Euro an sein Überseegebiet, offiziell wegen des Einbruchs der Wirtschaft nach dem Ende der Atomversuche. Einkünfte hat Französisch Polynesien kaum: Der Luxustourismus ist in den letzten Jahren eingebrochen, die Preise für Vanille und Perlen auch. Die Wirtschaftslage interpretieren aber einige Polynesier trotzdem ganz anders.

Zu Besuch bei einer Art Selbsthilfegruppe für Kleinunternehmer in Pape'ete, Tahiti

Leiter: „Wir müssen endlich unabhängig von Frankreich werden. Wir können die nicht ewig durchfüttern!"

Ich: „Ist es nicht eher so, dass Frankreich jedes Jahr viel Geld an Polynesien zahlt, damit die Wirtschaft nicht zusammenbricht?"

Er: „Nein, du verstehst das falsch. Guck dich mal um: Hier hat jeder ein dickes Auto und einen teuren Fernseher. Die Menschen hier sind reich! Ohne uns würde Frankreich untergehen!“

Die Unabhängigkeitsbewegung hat es 2013 geschafft, dass Französisch Polynesien auf die Entkolonialisierungsliste der Vereinten Nationen gesetzt wird. Das bedeutet, dass die UN den Weg des Inselgebiets zur Unabhängigkeit begleiten und unterstützen, zumindest in der Theorie. Kurz darauf verloren die Indépendantisten aber die Mehrheit im Parlament und schließlich auch den Präsidentenposten. Aktuell ist der frankreich-treue Edouard Fritch Präsident.

3. Zur Recherche: Atomtests im Korallengarten

Kaum ein Land macht seine Atomtests direkt vor der eigenen Haustür. Die USA testeten zwar Atomwaffen in der Wüste von Nevada, die stärksten Explosionen erschütterten aber die Marshall-Inseln im Pazifik. Die Sowjetunion griff auf die dünn besiedelte kasachische Steppe zurück. Frankreich hatte Französisch Polynesien.

193 Atomtests führte die französische Armee auf den Atollen Moruroa und Fangataufa durch. Die zwei Inseln befinden sich im Südwesten der Inselgruppe. Der Wind sollte die radioaktive Wolke aufs offene Meer hinausblasen. Am 2. Juli 1966 wurde die erste Plutoniumbombe gezündet, mit der doppelten Sprengkraft der Hiroshima-Bombe. Später gab es auch unterirdische Tests, für die tiefe Schächte in die beiden Testatolle gebohrt wurden. 1996 war Schluss. Nach ein paar letzten Tests erklärte Präsident Jacques Chirac die Tests für beendet.

3.1 Der Mythos der sauberen Atomtests

Wenn man französischen (und auch polynesischen) Politikern damals zuhörte, konnte dabei eigentlich überhaupt nichts passieren. „Les essais sont propres“ war die Devise – die Versuche sind sauber. Kein einziges strahlendes Teilchen werde jemals eine bewohnte Insel erreichen. Dafür sollte die polynesische Wirtschaft einen Schub bekommen. Das funktionierte auch: Mit der Armee kamen Arbeitsplätze ins Land: Flughäfen, Straßen, Krankenhäuser und Schulen wurden gebaut. Und natürlich die Militärbasen für die Tests. Über 100.000 Polynesier fanden einen Job bei ‚les militaires‘, wie es hier heißt. Und das bei heute etwa 280.000 Einwohnern insgesamt. Der Rest profitierte nicht selten als einfacher Verkäufer oder Nachtclubbesit-

zer. Kaum ein Bewohner wusste damals, was radioaktive Strahlung ist, trotz Hiroshima und Nagasaki. Inzwischen haben die Menschen verstanden, dass da etwas nicht in Ordnung war. Die Inseln haben zum Beispiel erhöhte Raten von strahleninduzierten Krebsarten.

Lange Zeit hat die französische Regierung dennoch jede Verantwortung für Gesundheitsschäden der Bewohner Polynesiens weit von sich gewiesen. Der Mythos vom „sauberen Atomtest" wurde aufrechterhalten, die Untersuchungen unter Verschluss gehalten. Erst in den letzten Jahren ändert sich das langsam. Es wurde ein französischer Entschädigungsfonds geschaffen, der aber bisher fast kein Geld ausgezahlt hat. Die Beweislast für einen Zusammenhang zwischen der Strahlung und Krankheiten müssen die Antragsteller liefern. Aber auch die bisherige Geheimhaltungspolitik Frankreichs wird langsam aufgeweicht: Vor ein paar Jahren hat das Verteidigungsministerium seine Akten weitgehend freigegeben. Darin wird ersichtlich, dass das Ausmaß der radioaktiven Verseuchung gravierender war als gedacht. Im Frühjahr 2016 hat Präsident Hollande einen neuen Kurs angedeutet, indem er einräumte, dass die Atomtests Folgen für Umwelt und Menschen hatten und Besserung versprach. Das war eine kleine Revolution und wurde in Polynesien sehr positiv aufgenommen. Für die Recherche will ich herausfinden, welche Folgen das eigentlich genau sind, von denen Hollande spricht. Und welche sich noch bis heute auswirken.

3.2 Suche nach dem Unsichtbaren

„Ich war fünf Jahre und sieben Monate alt, als ich den Blitz gesehen hab. Es war kein Pilz, nur ein Leuchten, wie ein Sonnenuntergang, aber kräftig, leuchtend orange. Danach kam die Schockwelle, Dong, und das Haus vibrierte. Ich hab's noch vor Augen, wie die Risse über die Wände kriechen. Wir Kinder haben gestaunt. Sowas hatten wir noch nie gesehen." Michel Arakino, damals Bewohner von Reao, 500 Kilometer von Moruroa entfernt.

Die Atomtests selbst konnte man beobachten, die Folgen, 50 Jahre später, sind weitgehend unsichtbar. Den Krebs kann man Menschen nicht ansehen und auch der Atommüll wird auf militärischem Sperrgebiet gelagert. Dort, wo früher die Atomwaffen explodierten, auf Moruroa und Fangataufa, darf man nicht ohne Sondergenehmigung hin. In einigen der Bohrschächte lagert bis heute strahlendes Material. Das französische Militär gibt an, dort sei es sicher. So sah es vor einigen Jahren auch die Internationale Atomenergiebehörde. Aktivisten sind da aber anderer Meinung: Die Atolle sind durch die vielen Sprengungen von teils kilometerlangen Rissen durchzogen. In Szena-

rien ist die Rede von einer gefährlichen Flutwelle, falls die Riffe tatsächlich kollabieren. Was mit dem Atommüll passiert, ist nicht so richtig klar.

Dass sich Experten und Studien widersprechen, daran muss man sich bei dem Thema gewöhnen. Ich will trotzdem ergründen, mit welchen Folgen und Risiken die Menschen in Polynesien heute wirklich leben müssen.

Aber nicht nur die wissenschaftliche Seite interessiert mich: Die Fallhöhe des ganzen Unternehmens war enorm. Der damalige französische Präsident Charles de Gaulle hatte Polynesien bei einem historischen Besuch einen Wirtschaftsboom versprochen und eine Zukunft als Kommunikationszentrum in der Mitte zwischen Lateinamerika, Japan, China und Australien. Kein Wunder, dass die Menschen enttäuscht sind, dass es anders kam. Es ist klar, dass es keine einfache Recherche wird. Objektivität gibt es bei dem Thema nicht in Polynesien.

4. Leben auf Tahiti: Das letzte Huhn fressen die Hunde

Ich habe Glück. Areti Ropati und ihre Familie haben noch Platz im Haus: Dort kann ich erstmal wohnen. Faa'a, eine Art Vorort der Hauptstadt von Tahiti, ist allerdings auf den ersten Blick eine Gegend, in der ich nachts nicht unbedingt alleine unterwegs sein möchte. Wellblechdach-Häuser verstecken sich hinter Betonpfeilern, zwischen die schwarze Plastikplanen gespannt sind – Zäune sind schließlich teuer. Davor hängen zu jeder Tages- und Nachtzeit Männer herum, die sich langweilen oder Marihuana verkaufen oder beides gleichzeitig. Zwischen ihren Füßen wuseln Hunde und Hühner, ab und an brennt mal ein Müllhaufen auf der Straße. Nur ein paar Straßen weiter wohnt allerdings der Ex-Präsident, Oscar Temaru. Er war der bisher einzige Präsident der Indépendantisten. Das politische Lager möchte erreichen, dass Polynesien sich loslöst von Frankreich. Auf Luxus legt Temaru offenbar wenig Wert, wenn er hier wohnt. Er ist seit langer Zeit Bürgermeister von Faa'a.

4.1 Zwischen Bananen- und Tarobäumen: Haus ohne Türen in Faa'a

Gewöhnungsbedürftig ist, dass das Haus von Aretis Mutter fast keine Türen hat. Vorm Badezimmer hängt ein Vorhang, in den Hauseingang zur Küche werden nachts zwei Stühle gestellt. Die zwei Wachhunde passen auf – theoretisch auch auf die Hühner. Manchmal überlegen sie es sich aber auch anders und fressen mal eins. Die Großfamilie wohnt mit vier bis fünf Kindern hier. In Polynesien ist es nicht unüblich, dass die Kids mal bei den El-

tern, mal bei Onkel und Tanten oder Großeltern wohnen. Je nachdem, wie es gerade passt. In den 60ern waren die Großfamilien hier wirklich groß: Die polynesische Durchschnittsfrau hatte 5,7 Kinder. Heute sind es nur noch 2,0. Das ist auch ganz gut so, denn die Jobs reichen so schon nicht aus. Laut Statistik ist etwa jeder fünfte arbeitslos – bei den Unter-25-Jährigen ist es jeder zweite. Allerdings ist das Arbeiten an sich hier auch nur einer von mehreren Lebensentwürfen, lerne ich. Da kann ich mich leider nicht anschließen – ich bin zum Arbeiten hier.

Auch in meiner Gastgeber-Familie ist Aretis die einzige mit einem Job. Im Haus ihrer Mutter, in dem auch ich untergekommen bin, wohnt außerdem noch Aretis (wahrscheinlich Meth-süchtiger) Bruder mit Frau und vier Kindern, Aretis älteste Tochter Heimiri und eine Tante. Sie alle leben von der Witwenrente von Aretis Mutter Nadia. Ihr Mann war bis vor seinem Tod Lokalpolizist. Areti wohnt nur ein paar Dutzend Meter den Hügel rauf. Ihr Mann ist auch arbeitslos – er verbringt den Tag mit Herumpuzzeln am Haus und Kiffen aus eigenem Anbau. Trotzdem gehört die Familie wohl zur polynesischen Mittelschicht. Sie besitzt mehrere Betonhäuser, Flachbild-Fernseher und zwei SUVs. Dass Löcher im Küchenboden sind und das zwei Monate alte Baby die Krätze hat, sind da Kleinigkeiten. Ich merke: Reichtum ist in Polynesien relativ. Als ich glaube, dass ich mich bei dem Baby mit Krätze angesteckt habe, suche ich mir aber dann doch eine andere Bleibe.

5. Der Atomtest-Arbeiter: Michel Arakino

Über ein paar Ecken gelange ich an Michel. Der Mann mit dem runden Gesicht, der immer lächelt, ist einer der wenigen Polynesier, die Lust darauf haben, über ihre Vergangenheit beim Militär zu sprechen. Viele wollen das ganze Kapitel am liebsten vergessen. Sie fühlen sich schuldig, weil sie auch profitiert haben damals. So lange das Geld floss, plötzlich alle Jobs hatten, fragte kaum einer so genau nach. Ja, Frankreich hat gelogen, was die Folgen der Tests anging. Auch lange, nachdem längst klar war, dass Dinge schiefgelaufen waren, hielten die Behörden an den „sauberen Tests“ fest. Aber die Polynesier wollten es eigentlich auch nicht so genau wissen.

Michel war noch einmal von einer anderen Sorte. „Ich stand voll dahinter“, sagt er. „Die Tests waren nötig, damit Frankreich sich verteidigen kann. Das ist mein Vaterland, dem wollte ich dienen.“ Er ging zum Militär und wurde Tiefseetaucher. Nach vielen Dutzend oberirdischen Atomtests, auf Schiffen, an Ballons und von Flugzeugen abgeworfen, wurden die Explosionen unter die Erde verlegt. In den zwei Testatollen wurden tiefe Schächte gebohrt, darin musste jemand die Kabel für die Fernzündung legen – und

zwar unter Wasser, weil die Schächte sofort vollliefen. Das war Michels Job. Kurz nach dem Test tauchte er wieder runter, um Proben zu nehmen und um Lecks zu flicken, falls es welche gab.

„Eine Stunde nach der Explosion waren wir im Wasser und die ganzen radioaktiven Partikel rieselten runter. Wir hatten keinen wasserdichten Anzug an und sind mit Sauerstoffflaschen getaucht. Wenn du das Mundstück in den Mund steckst, hängen da auch Partikel dran. Oben wird man zwar sauber gemacht. Aber ich hatte das Zeug immer noch im Mund."

5.1 „Als Vater hab ich doch Leben gegeben, nicht den Tod."

Nach fünf Jahren im Dienst wurden erhöhte Strahlenwerte in Michels Blut und Speichel gefunden. Eines Tages wurde er zuhause abgeholt und zu weiteren Tests nach Paris geflogen. Danach durfte er mit besserer Schutzausrüstung tauchen. Heute, mit 56 Jahren, hat er massive Darmprobleme. 80 Zentimeter Dickdarm wurden ihm schon entfernt – um Krebs zu verhindern, sagt er. Allerdings ist nicht bekannt, dass radioaktive Strahlung Dickdarmkrebs begünstigen kann. Viele Polynesier fragen sich heute, ob die Atomtests sie krank gemacht haben – auch wenn die allermeisten Krankheiten wahrscheinlich nichts mit Strahlung zu tun haben.

Wegen der OP-Narben hat sich Michel den ganzen Oberkörper tätowiert. Auch von seinen vier Kindern ist keines gesund. Ein Sohn wurde mit einer krummen Wirbelsäule geboren, ein anderer mit kaum ausgebildeten Genitalien. Michel macht sich Gedanken, ob es seine Schuld ist. „Als Vater hab ich doch Leben geschenkt und nicht den Tod. Ich bin verantwortlich für das Leben meiner Kinder, aber auch für ihre zukünftigen Krankheiten."

Nachdem wir uns ein bisschen besser kennen, erzählt er mir mehr von seinem Sohn mit den Genitalproblemen. Dessen Penis war auch im erregten Zustand nur wenige Zentimeter lang. Im Teenageralter wollte er lieber eine Frau sein. Michel konnte das als Vater nicht akzeptieren:

„Ich war nicht einverstanden. Ich habe versucht, ihn umzubringen, ihn zu erhängen. Mit 16 Jahren habe ich ihm ein Seil umgelegt, während meine Mutter und meine Frau geweint haben. Es stand außer Frage, dass ich so ein Kind habe. Ich bin ein Macho, ein Alphatier. Heute habe ich mich geändert. Heute ist sie meine Prinzessin."

Das mit der Geschlechtsumwandlung zog Michels Sohn tatsächlich durch, später, mit 30. Daran wäre fast die Familie zerbrochen. Michel ist davon überzeugt, dass die gesundheitlichen Probleme seiner Söhne daher kommen, dass er, als Vater, vor der Zeugung verstrahlt worden war. Die Forschung zu so genannten intergenerationellen Krankheiten steht aber noch

ganz am Anfang. Belege dafür, dass Strahlenschäden vererbt werden können, sind rar.

6. Nationalfeiertag

Der französische Nationalfeiertag wird natürlich auch in den Überseegebieten gefeiert. Am 14. Juli wird in Pape'ete zu Bläsermusik marschiert, direkt vor der Residenz des Hochkommissars, des höchsten französischen Vertreters hier. Dabei wird alles aufgefahren, was die Inseln an Transportmitteln zu bieten haben: Polizei- und Feuerwehrfahrzeuge, Militärautos, zwei gepanzerte Wagen (die hier wohl eher selten aus der Garage kommen), ein Schlauchboot und sogar ein Bagger. Das Publikum hat sich schick gemacht, mit bunten Stoffen und Blumenkränzen. Auch die Miss Tahiti und ihre Stellvertreterin sind da und lassen sich mit den Besuchern fotografieren. Viele Plätze auf der eigens aufgebauten Tribüne bleiben aber leer.

Damals, 1966, als Frankreichs Präsident Charles de Gaulle vorbeikam, war das anders. Da jubelten ihm die Massen zu. Alle lauschten andächtig seiner Rede, als er erklärte:

„Es liegt mir am Herzen, zu sagen, wie sehr Frankreich den Dienst zu schätzen weiß, den Polynesien uns erweist. Wir sichern Frieden für ganz Frankreich. Polynesiens Zukunft kann großartig sein! Statt einem einsamen isolierten Gebiet, ist es dazu auserkoren, ein großes Kommunikationszentrum des großen Pazifik zu sein."

Vielleicht hätte er statt großartiger Zukunft lieber strahlende Zukunft sagen sollen. Durch seine Versprechen hat de Gaulle jedenfalls Hoffnungen geweckt, die er auf lange Sicht nicht halten konnte. Aber dazu später mehr.

6.1 „Warum sollten wir eine Schweigeminute für Nizza einlegen?"

Auf dem Plan stehen für den 14. Juli 2016 auch traditionelle polynesische Wettkämpfe: Das Wettrennen der Obstträger etwa, bei dem Männer im landestypischen Stoffschurz im Kreis rennen, mit bis zu 50 Kilogramm gebündelte Bananen und Yamswurzeln auf der Schulter. Kurz nach Mittag kommt die Nachricht von den Anschlägen in Nizza: Dort ist ein Mann mit einem Laster in eine Menschenmenge gefahren, 86 Menschen sind tot. In Frankreich war es da kurz vor Mitternacht. Zwölf Stunden Zeitverschiebung bedeuten, dass sich die Meldung in Polynesien im schönsten Sonnenschein verbreitet. Die Nachmittagsfeierlichkeiten werden zunächst abgesagt. Später finden sie aber doch statt: Schweißüberströmte Männer tragen ihre Ba-

nanen, angefeuert von der Menschenmenge. Als ich ein paar Tage später mit einem früheren Gendarm von Moruroa darüber spreche, meint der: „Der französische Staat, das sind alles Lügner. Warum sollten wir eine Schweigeminute für die Opfer von Nizza einlegen? Für unsere Opfer durch die Atomtests hat auch keiner eine Schweigeminute eingelegt."

Das mit der Nationalität ist eine schwierige Frage für die Polynesier. Auf der einen Seite sind sie natürlich Franzosen, einige auch aus tiefster Überzeugung. Auf der anderen Seite gibt es nach wie vor eine starke Unabhängigkeitsbewegung der Indépendantisten. Das Nationalgefühl hat unter den Atomtests gelitten. Vor allem darunter, dass nach und nach klar wurde, dass Frankreich die Folgen lange Zeit geheim gehalten hat.

Die Auswirkungen der Atomtests waren im Vergleich zu anderen Testreihen, etwa in den Marshallinseln, eher gering. Aber es gab sie und sie kamen erst nach und nach zum Vorschein, unter anderem durch einige sehr hartnäckige Polynesier, die bereit waren, bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zu gehen, um an die geheimen Dokumente der französischen Armee zu kommen. Nach 2006 gab das Militär mehrfach Dokumente für die Öffentlichkeit frei. Berichte zum Ablauf der Tests und zu den zehntausenden Messungen von Radioaktivität im Boden, im Wasser, in Kokosnüssen und so weiter. Alles ist aber nicht freigegeben, sämtliche Krankenakten von Menschen sind weiter geheim. Die Gesundheit der Polynesier lag während der Atomversuche in der Hand des französischen Militärs. Und das gibt sie nicht frei, mit Verweis auf die ärztliche Schweigepflicht. Mit dieser Haltung hat jeder zu kämpfen, der die Folgen der Atomtests genauer untersuchen möchte, also auch Bruno Barillot.

7. Einer, der die Wahrheit sucht

Wer sich für Polynesiens nukleare Vergangenheit interessiert, kommt an einer Person nicht vorbei: Bruno Barillot. Nach einem Machtwechsel in der Regierung wurde eine Art Wahrheitskommission zu dem Thema ins Leben gerufen, mit dem gar nicht sperrigen Namen: Conseil d'orientation pour le suivi des conséquences des essais nucléaires, kurz COSCEN. Barillot sollte sie leiten. Er hatte vorher für eine französische NGO für Abrüstung gearbeitet. Barillots erste Aufgabe war 2006 ein Bericht, der zusammenfasst, was man über die Auswirkungen der Nuklearversuche in Polynesien weiß. Das war eine harte Nuss, denn das französische Verteidigungsministerium hatte immer noch wenig Lust, geheim eingestufte Dokumente zu den Versuchen freizugeben. Um trotzdem an Informationen zu gelangen, sprach das Team

mit Militärangehörigen, früheren Arbeitern und Journalisten. Das ein oder andere eigentlich geheime Dokument wurde ihnen auch zugespielt.

7.1 Schon der erste Atomtest verlief „nicht gemäß den Erwartungen“

Ein alter Bericht aus dem Militärarchiv beschrieb den Ablauf des allerersten Atomtests in Polynesien – Aldébaran (Jeder Versuch bekam einen Namen – dabei bediente man sich bei Sternbildern und Himmelskörpern und der griechischen Mythologie.). Das geleakte Protokoll war ein Beleg dafür, dass schon der erste Atomversuch nicht nach Plan verlief, erklärt Barillot:

„Das Wetter änderte sich im Moment der Explosion. Statt aufs offene Meer hinauszuziehen, bewegte sich die radioaktive Wolke zur bewohnten Insel Mangareva. Der Bericht zeigt sehr gut, dass es in Mangareva anschließend Fallout gab, und zwar richtig viel.“

Was noch viel erschreckender war: „Im Bericht stand, dass man diese Informationen auf jeden Fall geheim halten muss vor der Bevölkerung. Das hätte sonst das komplette Atomprogramm gefährdet.“ In den Zeugenaussagen kam ein weiteres brisantes Detail ans Licht. Offenbar war gerade hoher Besuch auf Mangareva. Der polynesische Übersetzer aus der Eskorte erzählt die Geschichte so: General Pierre Billotte, Minister für Überseegebiete, und andere Funktionäre betrachteten das Spektakel des ersten Atomtests am 2. Juli 1966 aus sicherer Entfernung – Mangareva ist gut 400 Kilometer entfernt. Für den folgenden Tag hatten die Bewohner von Mangareva ein Festmahl vorbereitet, Blumenketten geflochten. Am Abend des 2. Juli kam allerdings ein Soldat vorbei und flüsterte etwas ins Ohr des Chefs der militärischen Eskorte von Billotte. Am nächsten Morgen stiegen alle Funktionäre in ein Wasserflugzeug und weg waren sie. In einem Bericht des Verteidigungsministeriums von 2007 ist zu lesen, dass erhöhte Strahlenwerte in der Luft, im Salat und in Fischen und Krustentieren gefunden worden waren. Die Leute von Mangareva feierten alleine.

Der erste Bericht des COSCEN kam – euphemistisch gesagt – nicht so gut an. Als Barillot seine Ergebnisse in der französischen Nationalversammlung präsentierte, war man nicht amused, erzählt er: „Man hat mich von oben herab betrachtet, die Reaktion war sehr kolonial. Es hieß einfach, Frankreich sei da anderer Meinung“. Der Hochkommissar Polynesiens, also die französische Vertretung im Gebiet, versuchte laut Barillot sogar, die Kommission kaltzustellen. „Er stellte einen Antrag auf Annullierung des Untersuchungskomitees. Aber die Behörden brauchten sieben oder acht Monate, um zu entscheiden – da war die Kommission mit ihrem Bericht schon fertig“, sagt Barillot und kann sich ein Lachen nicht verkneifen.

7.2 Geschwärzte Dokumente

Barillot klickt sich durch seine Ordner am Rechner. Er will mir eines der Dokumente zeigen, die die französische Regierung im Laufe der Zeit freigegeben hat – man kann darüber streiten, ob als Zeichen des guten Willens oder weil die Opfervereine gerade ihre Klage vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte vorbereiteten. Wie sich Bruno überhaupt noch auf seinem Computer zurechtfindet, ist mir schleierhaft. Er klickt und klickt, immer wieder öffnet sich ein neuer Unterordner, mit Berichten, Studien, Fotos und anderen Dokumenten. Mir schwindet die Hoffnung, dass ich bei dem Thema jemals durchblicken werde. Barillot hat zehn Jahre dafür gebraucht. Schließlich hat er gefunden, was er mir zeigen will.

Vorne steht „Confidentiel Défense“ drauf, es geht um radiologische Messungen nach dem Versuch Canopus 1968. Die Namen der Autoren und Ärzte sind geschwärzt. Es wird beschrieben, dass es Fallout gab, auf der Insel Fangataufa, wo die Bombe explodierte. Kontaminierte Zonen wurden mit Plastikband abgesperrt. Auf den Boden wurden Plastikplanen ausgelegt für die Soldaten, die später zurück auf das Atoll kamen, um es auf den nächsten Versuch vorzubereiten. Ein paar Seiten weiter geht es um die Schutzanzüge, die gewaschen werden mussten – üblicherweise waren es pro Versuch mehrere tausend –, sogar die Zahl der dekontaminierten Unterhosen ist aufgelistet. Dann plötzlich ein paar weiße Seiten. Barillot vermutet, dass es um die Radioaktivität des Waschwassers geht und was damit passiert ist. Solche Informationen fehlen öfter, meint er.

Was völlig fehlt, sind jegliche Angaben zu Menschen und was die Tests mit ihnen gemacht haben. Die wurden zwar auch mehr oder weniger regelmäßig untersucht, aber auf wundersame Weise gibt es dazu keine Zahlen oder Statistiken. Der einzige Weg: Frühere Arbeiter und Angehörige können die eigenen medizinischen Dossiers anfordern. Wer eine umfassende Statistik erstellen will, müsste also jeden der mehreren tausend polynesischen Arbeiter bitten, seine Dokumente anzufordern und sie weiterzugeben. „Das ist eine höllische Arbeit“, sagt Barillot. Es ist unwahrscheinlich, dass jemand sie machen wird.

7.3 Von welchen Strahlendosen reden wir?

Das französische Verteidigungsministerium hat für eine Handvoll Versuche eingeräumt, dass es Fallout auf bewohnten Inseln gab und es hat Strahlendosen für die betroffenen Inseln errechnet, die nur etwas über dem damals erlaubten Niveau von 5 mSv pro Jahr liegen, bei Kleinkindern et-

was mehr – auf etwa die gleiche Summe kommt auch die Internationale Atomenergie-Behörde. (Dabei stützt sie sich allerdings zum Großteil auf französische Zahlen.) 5 mSv – so viel bekommt man bei 50 Langstreckenflügen über zehn Stunden auch ab, durch die kosmische Strahlung. So eine Dosis kann das Krebsrisiko erhöhen, besonders bei Kindern. Auch die errechneten Strahlendosen speziell für die Schilddrüse sind erhöht. Die Werte sind allerdings in einem Bereich, der das Krebsrisiko nur geringfügig erhöhen dürfte. Und doch ist die Krebsrate in Polynesien einen genaueren Blick wert.

8. Die höchste Schilddrüsenkrebsrate der Welt

Die Krebsstation der Klinik Ta'aone in Pape'ete, Tahiti. Die Patienten im Wartezimmer sind entweder eingenickt oder sie schauen Olympia im Fernsehen, Synchronspringen der Männer. Eine gerahmte Zeichnung an der Wand zeigt eine kahle Frau, darüber die Worte: „Chic et chauve, c'est possible" – „Kahl und schön, das ist möglich." Ich bin verabredet mit Gilles Soubiran. Er übernahm in den 90ern die Onkologie-Station vom letzten Militärarzt. Weil er an die Zahlen zu Krebserkrankungen nicht rankam, hat Soubiran zusammen mit einem Kollegen mit viel Geduld und Fleiß zumindest die Krebsrate ab 1985 rekonstruiert. Besonders eine Form der Leukämie, die akute myeloische Leukämie, kurz AML, stach dabei heraus, sagt er: „In diesem Zeitraum haben wir festgestellt, dass es in Polynesien etwas mehr Fälle gab als in der Vergleichspopulation in Hawaii. Wir gehen davon aus, dass pro Jahr zwei bis drei von zehn Leukämie-Erkrankungen durch erhöhte Strahlung verursacht worden sein könnten."

Nach der Atombombe von Hiroshima erkrankten viele Überlebende an AML – die meisten etwa zehn Jahre danach. Wenn man das auf die polynesischen Atomversuche überträgt, hätten die meisten also schon in den späten 70ern bis Anfang der 80er Leukämie bekommen müssen. Diese Daten sind aber nicht zu kriegen, meint Soubiran. Fakt ist: Zwischen 1998 und 2002 (und das sind die aktuellsten Zahlen, die verfügbar sind) haben die polynesischen Frauen die höchste AML-Rate der Welt und auch die höchste Schilddrüsenkrebsrate der Welt – auch diese Krebsform kennt man nur zu gut von Strahlenopfern. Die hohen Zahlen könnten also etwas mit dem Fallout zu tun haben. Bei anderen Krebsarten ist das eher unwahrscheinlich. Und selbst wenn – das könnte man kaum belegen, sagt Dr. Soubiran.

„Zurzeit gibt es eine richtige Epidemie aller Krebsarten in Polynesien, auch lange nach den Atomversuchen. Dabei spielen viele Faktoren eine Rol-

le: Etwa Übergewicht und Rauchen. Diese Umweltfaktoren steigern das Krebsrisiko.“

8.1 Risikofaktoren: Übergewicht, Rauchen, Atomtests

Als ab den 60ern tausende französische Militärs nach Polynesien kamen, brachten sie ihren Lebensstil mit. Nach Jahrtausenden von magerem Fisch, Brotfrucht und Kokosmilch kamen die Einheimischen auf den Geschmack von Pommes, Fleisch und Zigaretten. Mit der besseren Krankenversorgung wurden außerdem mehr Krebsfälle entdeckt. Um zu beantworten, ob Strahlung doch eine Rolle spielt, müsste man erstmal genau wissen, wieviel die Menschen eigentlich abbekommen haben. Für die Arbeiter der Atomversuche gab es zwar Messgeräte, aber damit war es so eine Sache, erklärt mir Soubiran: „Wenn man nach den Dosimetern der Arbeiter fragte, waren sie entweder verloren, oder sie waren nicht getragen worden. Kurzum: Das Ergebnis war immer Null.“

Die Messgeräte von damals hatten keine Anzeige, die man selbst ablesen konnte. Die Arbeiter mussten die Teststreifen nach ihrem Einsatz abgeben, sodass sie ausgewertet werden konnten. Das Ergebnis erfuhren sie meistens gar nicht. Und selbst wenn Messdaten verfügbar sind, muss man ihnen misstrauen, meint Soubiran und erzählt vom Atoll Tureia – es ist die nächste bewohnte Insel bei Moruroa.

„Dort hat man einen Schutzbunker gebaut. Da drin waren die Militärs, und draußen waren die Bewohner ohne Dosimeter, die die Strahlung mit voller Wucht abbekommen haben. Die im Bunker hatten Messgeräte, die fast nichts angezeigt haben – und dann heißt es: In Tureia gab’s keine Strahlung.“

Über einen anderen Gesprächspartner bekomme ich die Krankenakte eines verstorbenen Militär-Arbeiters zu sehen. Er war bei den Teams, die die fertigen Bomben zum Beispiel unter die Ballons hängten, die sie in höhere Luftschichten tragen sollten, um dort zu explodieren. Alle Polynesier bzw. ihre Angehörigen haben das Recht darauf, die Krankenakten vom Militär anzufordern. Nach ein paar Wochen oder Monaten kommt dann ein Stapel mehr oder weniger leserlicher Kopien, von Testergebnissen, Arztnotizen und Tabellen. Auch die Ergebnisse von Strahlenmessungen sind drin: Allerdings sind die Zahlen in unregelmäßigen Abständen, mal wurde einmal pro Jahr gemessen, mal zweimal. Und der Wert ist immer: 0,0. Komisch, denn ein paar Seiten vorher ist eine Notiz: „Irradié: Oui“ – verstrahlt: Ja. Woran der Mann gestorben ist, steht nicht drin. Nur, dass er mal Parasiten und vermutlich auch Hämorrhoiden hatte. Nachdem er aus dem Militärdienst aus-

geschieden ist, wurde er vermutlich von zivilen Ärzten behandelt. Die Ergebnisse sind nicht mehr im Militärdossier.

In Michels Akte waren die Strahlenmessungen gar nicht enthalten, erzählt er. Nachprüfen kann ich das nicht, weil er seine Akte für einen Entschädigungsantrag weitergegeben hat.

9. Pressekonferenz in Flip-Flops

Zwei Südsee-Schönheiten mit entblößten Brüsten. Der Stil ist unverkennbar: Paul Gauguin. Der französische Maler hat Tahiti und die anderen Inseln in der Welt berühmt gemacht. Eine der beiden Frauen auf dem Gemälde hat allerdings eine Gasmaske an. In den Händen hält sie eine Schale, aus der eine Rauchwolke aufsteigt. Eine Art Mini-Atombombenexplosion. Die polynesischen Atomtest-Gegner haben das Gemälde ein bisschen verändert, für ihr Banner. Das hängt im Park P ‘ fa‘i über ihren Köpfen, als sie eine Pressekonferenz abhalten. Es ist meine erste Pressekonferenz, auf der die meisten Vortragenden Flip Flops anhaben.

Die Atomtest-Gegner in Polynesien sind gut organisiert. Der Verein Moruroa e tatou vertritt die polynesischen Arbeiter von damals und hilft ihnen zum Beispiel bei den Anträgen auf eine Entschädigung. Die erst vor kurzem gegründete Association 193 (benannt nach den 193 Atomversuchen) hat eher politische Ziele. Sie will, dass der französische Staat die Folgen der Atomtests anerkennt und, soweit es geht, beseitigt. Und sie will erreichen, dass in der Schule darüber gesprochen wird. In den Lehrbüchern werden die Tests meistens auf einer Seite abgehandelt, vor allem unter dem Aspekt: Was haben sie der Wirtschaft Polynesiens gebracht?

9.1 Keine Zeit für Besuch aus Polynesien

Beide Vereine waren eine Woche vorher zu Gast in Paris, um sich und ihrer Sache Gehör zu verschaffen. Polynesiens Präsident und der Präsident des Parlaments waren mit dabei, empfangen wurden sie von Frankreichs Gesundheitsministerin. Die verließ aber nach einer halben Stunde den Raum. Die weit gereisten Gäste sind fuchsteufelswild: „Alle sind sie da, gewählte Vertreter aus Polynesien und die Ministerin hat nicht einmal den Anstand, eine oder zwei Stunden zu bleiben?“, ärgert sich der Chef von Moruroa e tatou.

Bei dem Treffen ging es um ein großes Streitthema: Die Entschädigungen für strahlenbedingte Krankheiten. Man weiß inzwischen, dass einige Po-

lynesier durchaus zusätzliche Strahlung abbekommen haben. Fallout landete im Boden, im Salat, im Trinkwasser, in Schweinen, Kühen und im Fisch.

Die Arbeiter auf den Militärbasen waren noch näher dran. Sie mussten nach den Explosionen die Atolle reinigen, Proben nehmen für die wissenschaftliche Analyse und vieles mehr. Die größten Strahlendosen bekamen die Piloten der so genannten Vautour-Maschinen ab. Die silbernen Kampfflugzeuge mit den runden Formen flogen kurz nach den atmosphärischen Explosionen direkt in die radioaktive Wolke, um Messungen vorzunehmen. Damit sollte ermittelt werden, ob die Explosion nach Plan verlaufen war, wie groß die Sprengkraft war, welche Stoffe dabei frei wurden. Die Piloten hatten zwar Schutzanzüge und Gasmasken an – das reichte aber nicht, wie Strahlenmessungen belegen. Was aus ihnen geworden ist? Das weiß ich nicht.

9.2 Entschädigungen gibt es – In der Theorie

Auf solche Strahlenmessungen können sich Militärangehörige und andere Arbeiter stützen, wenn sie eine Entschädigung beantragen. Das geht seit 2010. Seitdem gilt das Loi Morin, laut dem Strahlenopfer Geld bekommen können, wenn sie eine von rund 20 anerkannten Krankheiten bekommen haben – Schilddrüsenkrebs, Dünndarmkrebs, Speiseröhrenkrebs, Leukämie und viele mehr. Ob jemand entschädigt wird, entscheidet eine mathematische Formel. Was genau die beinhaltet, dazu später mehr.

Mit der Formel soll errechnet werden, wie wahrscheinlich es ist, dass jemand wirklich durch die Atomtests krank wurde. Ab einem Prozent Wahrscheinlichkeit zahlen die französischen Behörden. Das klingt erstmal sehr großzügig – ist es aber nicht. Denn bisher wurden nur sehr wenige Menschen entschädigt, um genau zu sein sieben Polynesier von mehreren tausend Antragstellern. Auch mehrere französische Arbeiter wurden entschädigt, die Zahlen sind aber sehr klein.

Das bemängeln auch die „Opfer“-Vereine. Der Chef der Vereinigung der französischen Veteranen der Nukleartests meinte einmal: „Man muss schon auf einem Plutoniumfass gesessen haben, damit man als Strahlenopfer anerkannt wird.“ Beim Besuch in Paris wollten die polynesischen Vereine an der Ein-Prozent-Schwelle rütteln. „Warum nicht 0,5, warum nicht 0,1?“, fragt Père Auguste, der Chef der Association 193. Ich habe allerdings das starke Gefühl, dass man sich hier in Details verliert, wo doch eigentlich die Frage wäre: Was soll so eine Formel überhaupt?

10. Heiva – Das Ereignis des Jahres

Deutschland hat die Fußball-WM, Polynesien hat das Heiva. Jedes Jahr pilgern Einheimische und Touristen in Tahitis Hauptstadt Pape'ete, um dabei zu sein, wenn die besten Tänzer und Sänger aller Inseln gegeneinander antreten. Wer nicht genau hinschaut, könnte meinen, auf der Bühne schütteln sich hundert kleine Palmen im Wind – es sind aber Tänzer und Tänzerinnen, gehüllt in frische Blätter – wie Indianerfedern sitzen sie auf den Köpfen und rascheln als grüne Röcke um die Hüften. An den Kostümen arbeiten die Gruppen oft mehrere Nächte vor ihrem Auftritt durch. Auf der Bühne trippeln die vermeintlichen Palmen mal in Rautenform, mal im Quadrat hin und her – ein bisschen wie die Römerlegionen bei Asterix.

Es wird in einer atemberaubenden Geschwindigkeit getrommelt, und im gleichen Rhythmus lassen die Tänzerinnen ihre Hüften und Hintern wackeln, sodass daran die Blätter, Federn oder Bastfasern ein Eigenleben entwickeln. Bei dem Anblick versteht man, warum die ersten europäischen Seefahrer, die hierhin kamen, von der offenen Sexualität der Frauen hin und weg waren. James Cook wollte nie wieder weg. Man versteht aber auch, warum die Missionare, die später folgten, die polynesischen Frauen unbedingt in hochgeschlossene Blusen und Kirchen stecken wollten. Die traditionellen Tänze wurden verboten. Wenn also die Polynesier begeistert am Heiva-Tanzwettbewerb teilnehmen, dann ist es immer auch eine kleine Revolution gegen die Kolonialisten von damals.

Auch einheimische Sprachen durften an Schulen nicht mehr unterrichtet werden. Noch heute ist Französisch die einzige Amtssprache, obwohl sie gar nicht alle Einwohner sprechen.

10.1 Auto heißt auf tahitianisch Fahrzeug-Blitz

Tahitianisch und andere polynesische Sprachen sind heute Sache der Alten. Dabei ist tahitianisch eine wunderbare Sprache. Für den Fremden hat sie etwas von finnisch, mit ihren vielen gleichen Vokalen. Mit Konsonanten ist man sparsam: Es werden nur neun verschiedene verwendet. Alles Gute zum Geburtstag heißt zum Beispiel auf Tahitianisch:

Ia oaoa oe i to oe mahana fanaura'a!

Genau wie im Deutschen auch werden viele Begriffe aus mehreren Wörtern zusammengesetzt. Ein paar Beispiele?

Fotoapparat heißt pata hoho'a – Klick-Bild.

Brille heißt titi'a mata – Augenfilter.

Fernseher ist ‚afata fa'a to'eto'e ra'a – Kiste-Kino-klein.

Das Auto ist pereo'o uira – Fahrzeug-Blitz.

Verschiedene Tempi für Verben gibt es nicht. Es wird aber so formuliert, dass die Vergangenheit vor einem liegt und die Zukunft hinter einem. Die Vergangenheit kann man schließlich sehen. Obwohl die Grammatik recht einfach klingt, höre ich von Leuten, die versuchen, die Sprache zu lernen, dass sie doch ihre Tücken für Anfänger hat.

10.2 Tattoos verboten

Die Missionare hatten damals neben dem Tanz noch ein Teufelswerk ausgemacht: Die Tätowierkunst. Heute ist sie zwar wieder populärer denn je – nicht selten verstecken sich unter dem Zwirn eines Anzugträgers komplizierte dunkle Muster auf der Haut. Tatsächlich verlassen sich aber viele Tätowiermeister heute auf das Nachschlagewerk eines Europäers. Er hatte vor langer Zeit die später verloren gegangenen Muster und Symbole dokumentiert. Ob die wirklich original sind, weiß keiner.

Im 18. Jahrhundert „entdeckten" niederländische, portugiesische, englische und französische Seefahrer Insel um Insel in Polynesien. Sie brachten leider nicht nur Neugier und Überheblichkeit mit, sondern auch neue Krankheiten, wie etwa Syphilis. Viele Einheimische starben daran. Dazu kamen angezettelte Stammeskriege und „Erziehungsmaßnahmen der Wilden" wie das Niederbrennen ganzer Dörfer. Die Bevölkerungszahl Tahitis schrumpfte auf ein Fünftel zusammen, auf wenige tausend Menschen.

11. Polynesische Abfuhr

Von Deutschland aus habe ich versucht, Interviewpartner und Behördentermine zu organisieren. Das ist gar nicht so einfach bei genau 12 Stunden Zeitverschiebung. Da kommen mir meine frühen Nachrichtenschichten gelegen – so kann ich auch mal frühmorgens gegen halb 5 anrufen. Die richtigen Nummern rauszufinden, ist aber auch schon leichter gesagt als getan – Behörden haben auf ihrer Homepage oft keine Kontaktmöglichkeit. Wenn, dann sind es Online-Formulare, auf die man keine Antwort bekommt, oder, es sind Nummern angegeben – aber die sind falsch.

Über ein paar Ecken komme ich an E-Mail-Adressen und Nummern von Experten, Ärzten und Vereinen. Aber, was die offiziellen Stellen angeht, muss ich mich darauf verlassen, dass ich vor Ort jemanden erwische. In Tahitis Hauptstadt Pape'ete marschiere ich also ins Gesundheitsministerium und frage mich zum Büro des Ministers durch. Ich möchte einen Inter-

viewtermin, bitteschön. Mein Name wird notiert und das Thema. Mir wird versprochen, dass ich für einen Termin zurückgerufen werde. Das war fast zu einfach, denke ich mir. Und ich habe leider Recht. Kurz darauf werde ich tatsächlich zurückgerufen, aber mit dem Hinweis, ich solle mich an das Hochkommissariat wenden, die höchste französische Vertretung. Also marschiere ich auch da vorbei: Bitte wenden Sie sich an Frau Capitaine vom französischen Militär. Die wiederum schreibt mir per E-Mail, dass generell keine Presseanfragen beantwortet werden. Man sei da ganz transparent, stehe alles im Internet. Interessante Logik.

11.1 Passierschein A-38

In den nächsten Wochen tauche ich noch mehrere Male im Hochkommissariat und in der Présidence auf, immer werde ich vertröstet oder wahlweise zurück ans Militär verwiesen. Ich komme mir ein bisschen vor wie Asterix und Obelix, die versuchen, den unsäglichen Passierschein A-38 zu kriegen. Die beiden Gallier rennen so lange von einem Büro zum andern, bis sie verrückt werden. Es hilft alles nichts, auch, dass ich sage, ich erzähle meine Geschichte so oder so, mit oder ohne offizielles Statement. Weil ich zwischendurch selbst auf den Inseln unterwegs bin, kann ich aber schlecht vor den Büros campieren. Das mit der Transparenz hat man nicht so ganz kapiert. Schade, eigentlich.

12. Lasst uns ein Gedicht über Atomwaffentests schreiben!

Ein Mädchen mit einem bauschigen Kleid aus bunten Kunstfedern. Sylvie Heikura Ravea ist zehn Jahre alt, hat aber offenbar überhaupt kein Lampenfieber. Sie wandert auf der Bühne hin- und her, schwenkt die Arme in einstudierten Bewegungen. Wenn sie spricht, ist ihre Stimme laut und klar, fast trotzig. Sie erzählt von den Atomtests und von ihrem Heimatatoll Tureia – es liegt am nächsten an Moruroa, der Insel, auf der 138 Atomversuche stattfanden. Tureia hat mehrfach Fallout abgekriegt. Die Bewohner mussten während der Versuche in so genannten Blockhäusern Unterschlupf finden. Die dicken Wände sollten die Strahlung abhalten. Während sie drin waren, wurden aber ihr Gemüse, die Schweine im Garten und das Wasser in ihren Zisternen kontaminiert. Die Armee sprach zwar zum Teil Warnungen aus und empfahl den Bewohnern, die Zisternen mit Planen abzudecken. Sowas hatte aber nun mal nicht jeder. Und dann blieb der Wassertank eben offen.

Zurück zu Sylvie: Sie macht mit beim Orero – die Veranstaltung findet an mehreren Abenden parallel zum Tanz- und Singwettbewerb Heiva statt. Hier sind Kinder die Stars. Sie wurden von ihren Schulen als Beste ausgewählt und tragen in polynesischen Sprachen die Legenden ihrer Inseln vor, die Heldengeschichten. Sylvie hat die Atomtestreihen natürlich nicht miterlebt – zur Zeit des letzten Versuchs, Anfang 1996, war sie noch lange nicht geboren. Aber so wie Familiengeschichten weitergetragen werden, erzählt auch Sylvie die Geschichte der Älteren. Ich habe ein paar Textabschnitte übersetzt (aus dem Französischen, Pa'umotu kann ich leider nicht).

Hamanakohaga ki te orahaga ki Tureia ki te tau o te tamatahaga ātōmī	**Erinnerungen aus Tureia zur Zeit der Atomversuche**
Tē nāko ra te haga koromātua (rūkau) Ki mūtagara, kaore e fare hakapikihaga i Tureia. E kāputuhia te haga koromātua ē te haga tamariki ki roto ki te farehau ē te fare pututuhaga o te Paroita katorika. Ē e orahaga gōhie roa.E haere te tagata e kānehu ki te paru ; e kāpoka ki te koeha ; e tukituki ki te kanoe ; auē te reka o teie haga katiga. E tikitiki te roeroe.	Hört, was mir die Älteren erzählt haben. Früher gab es noch keine Schule in Tureia. Jung und alt kamen zusammen in das frühere Rathausgebäude und die katholische Kirchengemeinde. Das Leben schien so einfach und friedlich. Unsere Eltern fuhren raus aufs Wasser und brachten Fische und Muscheln mit, manchmal auch Tintenfische. Oh, dieses reiche Essen war gut. Es füllte unsere Mägen und es gab mehr, als wir essen konnten.
Matahiti 1964 (rari tauatini nipa hanere hene gahuru ma ope), kua tūpage mai te nuku faehau farāni ki ruga ki tō mātou henua. Ki reira te tupuhaga te tauihaga o te orahaga i Tureia. Kua roaka te mauhaga. Kua poihia mai te haga katiga mai te koea moa, te koea puakatoro, te haga komo monamona ē te tahi komo koia hoki te pia ē te whisky. ...	Es war 1964, als wir die französische Armee in Tureia an Land gehen sahen. Unsere Art zu leben sollte sich erheblich ändern. Unseren Eltern wurde Arbeit angeboten und sie lernten ganz anderes Essen kennen, Rindfleisch aus der Dose oder Hühnerfleisch und natürlich die Getränke. Es gab Limonaden und Alkohol, wie Bier und Whisky. ...

Hamanakohaga ki te orahaga ki Tureia ki te tau o te tamatahaga ātōmī	**Erinnerungen aus Tureia zur Zeit der Atomversuche**
Hava gahuru (80) tagata e ora nei ki Tureia. Tē vai katoga te tahi fareteata, te faremaki, te fare nō te hipahaga ki te reva, te tahi fare hokohaga katiga nā te nuku ē te vāhi tauhaga manureva ē te vīvī ē te fare pāruru ātōmī.	Auf Tureia wohnten 80 Menschen. Man konnte ins Kino gehen und zur Krankenstation. Die Armee hatte auch eine Wetterstation gebaut, einen Tante-Emma-Laden, eine Landebahn für Flugzeuge und einen Landeplatz für Hubschrauber. Schließlich war auch der atomare Schutzraum fertig.
Te hana e tukuhia ai teie tūpita, e kāmuihia te huiragatira ki ruga ki te henua Tagirerehau, e kōperehia te haga titia kerekere. E hakararehia te kāmoke. E kamo noa te pura, e hititika te huiragatira. E hakuti te henua, e mataku te tagata.	Wenn es atmosphärische Atomtests auf Moruroa gab, wurden die Einwohner zu einer Halle gefahren, dem Blockhaus. Man verteilte schwarze Brillen und wir haben den Countdown gehört. Plötzlich ließ uns ein Lichtblitz aufschrecken und wenig später spürten wir ein kleines Erdbeben. Die Angst überwältigte uns. ...
E i muri ake, e tamata te vīvī e kope ki te takeo ātōmī. Mai te mea ra hoki e puai te tūpita. E poihia te huiragatira ki roto ki te « blockhaus » nuku. Piti hana ki muri mai, e fakahokihia te taime o te haga mākui e te hau nui. E maherohia te haga tura komo. E kōperehia te haga mōhina komo. E haere katoga te tagata ki ruga ki te pahī o te nuku nō te tahi hipahaga nā te taote.	Wenn ein Test stärker war als vorgesehen, dann wurden wir in ein anderes Blockhaus gebracht und waren dort eingeschlossen. Zwei Tage später bekamen die Erwachsenen eine kleine finanzielle Entschädigung und die Armee leerte die Wassertanks. Man verteilte Trinkwasser in Flaschen. Wir mussten auf ein Militärschiff, dort untersuchten uns Armeeärzte.

Hamanakohaga ki te orahaga ki Tureia ki te tau o te tamatahaga ātōmī	**Erinnerungen aus Tureia zur Zeit der Atomversuche**
Ki teie hana, kua roakahia te tagata ki te maki kanoe ē te karapoga puku. Kāore hoki teie haga huru maki ki mūtagara. Nō reira, tē pekapeka nei te manako nōku e nō te uki nō ananahi. Ma tōku gākau tē heva tūtagi nei au kia koe te metua ki te ragi nui ē, ka aroha mai. Koutou e fakarare katoga, e fakakarakara teie. E ! E ara. E te Hau Farāni ē. Tō Porinetia ē. Te marigiāvai nei tāku tagi mai te toiti e tōpiti nei ki te takeo ātōmī. Tē uiui nei te manako nōku e aha tōku ananahi.	Vor einigen Jahren sind die Krankheiten aufgetaucht, Krebs, zum Beispiel Schilddrüsenkrebs. Solche Krankheiten hatte man vorher nicht gekannt. Deshalb habe ich sehr viel Angst und habe Sorge um mich und die Generationen, die noch kommen werden. Eine Klage erhebt sich von meiner Seele zu dir! Mein Gott, der die weiten Himmel regiert! Habe Mitleid mit uns! Ihr anderen, die ihr zuhört! Dies ist eine Warnung: Seid wachsam! Oh, mein Vaterland, oh, Frankreich! Und du, Polynesien. Ich vergieße alle meine Tränen. Sie sind wie Regen, der das atomare Übel wegspült. Natürlich frage ich mich, sorge ich mich. Sagt mir, was wird MORGEN sein ... wie meine Zukunft?

Soweit ich weiß, haben die Orero-Ausstrahlungen im Fernsehen hervorragende Einschaltquoten. Ganz Polynesien sitzt abends vor den Bildschirmen und fiebert mit, auch, weil ja meistens ein Kind von der eigenen Insel dabei ist. Selbst wenn Sylvie ihre Rede wohl kaum selbst geschrieben hat – die Botschaft dürfte angekommen sein.

13. Präsident Oscar – Held der Zurückgelassenen

Genau ein Politiker möchte mit mir über die Atomtests sprechen, natürlich ist er von der Opposition. Oscar Temaru ist aber nicht irgendeiner, sondern immerhin war er fünfmal Präsident von Polynesien, wenn auch jeweils nicht sehr lange. Die ganze Zeit über behielt er sein Bürgermeisteramt von Faa'a und sein Büro kann sich sehen lassen. Der Komplex besteht aus mehreren kokosblatt-gedeckten Hütten mit geflochtenen Kokosmatten an

den Wänden. Am Eingang steht ein polynesisches Tiki – eine geschnitzte gott-ähnliche Holzfigur. Dieses Exemplar hat einen so langen Penis, dass er sein bestes Stück bequem über die Schulter legen könnte. Während ich im Vorzimmer warte, sehe ich einige Bittsteller kommen und gehen. Als ich an der Reihe bin, ist er heiser vom vielen Diskutieren. Oscars Büro hat keinen Teppichboden, kein Parkett, sondern ist mit weißen Korallenkieseln ausgelegt. Neben dem Schreibtisch steht ein Zwei-Meter-Modell eines Segelboots. Sympathisch. Temaru war einer der wenigen, die in den 1960ern gegen die Atomversuche protestierten.

„Wir gingen auf die Straße, um zu demonstrieren, etwa zehn Leute. Man spuckte uns an und nannte uns verrückt, sie sagten: ‚Die wissen nicht, was sie tun. Es gibt keine Probleme mit den Atomtests.' Und die Medien mit dem Staat im Rücken sagten, die Versuche seien sauber. Aber man musste verrückt sein, das zu glauben. Ein ganzes Volk wurde konditioniert."

Aber irgendwann hörte man ihm doch zu. 2004 wird er zum ersten Mal zum Präsidenten von Französisch Polynesien gewählt, für das Lager der Indépendantisten. Er setzt sich dafür ein, dass die Folgen der Atomtests aufgeklärt werden und dafür, dass Polynesien unabhängig wird von Frankreich. Ein Hauptargument dabei: Die Atomversuche. Dabei will er von mir überhaupt nicht hören, dass die Polynesier damals auch nicht so genau nachgefragt haben. Nein, nein, nein, sagt er. Damals habe es keine Medien wie heute gegeben, die normalen Leute wussten nichts von den Risiken. Auch, wenn die Folgen von Hiroshima und Nagasaki eigentlich bekannt waren.

„De Gaulle hat sich entschieden, ohne die Bevölkerung zu befragen, ohne sie zu informieren. Dabei wusste er nur zu gut, dass die oberirdischen Versuche Risiken für die Menschen bedeuteten. Das wusste er alles und hat sich trotzdem dafür entschieden. Deshalb sage ich: Das ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit."

13.1 Manche sagen Genozid

Es sind harte Worte, die die Atomgegner für Frankreich übrig haben. Auch das Wort Genozid hört man immer wieder in dem Zusammenhang, obwohl es selbst unter Polynesiern sehr umstritten ist. Für Temaru ist jedenfalls klar: An der Not seines Landes ist einzig und allein Paris schuld. Da ist er auch bereit, ein wenig zu übertreiben.

„Moruroa wurde von der Landkarte gefegt. Alle Inseln wurden kontaminiert. Die Opfer können wir kaum zählen, Arbeiter und andere. Und dann gibt es noch die wirtschaftlichen Folgen. Frankreich hat eine künstliche Wirtschaft eingeführt. 50.000 Menschen sind arbeitslos bei einer Gesamt-

bevölkerung von 250.000, das macht 20 Prozent. Das ist enorm für so ein kleines Land."

Die Zahlen zur Arbeitslosigkeit sind allerdings korrekt. Temaru schaffte es, Französisch Polynesien auf die Entkolonialisierungsliste der Uno zu setzen. Damit gehört es zu den Staaten, die die Unterstützung der UN haben, auf ihrem Weg in eine Unabhängigkeit. Wie das genau gehen soll, weiß aber eigentlich keiner. Polynesiens Wirtschaft hängt nämlich seit der Atom Ära am Tropf: Statt selbstgefangenen Fisch zu essen, landet inzwischen importiertes Fleisch auf dem Teller. In den Straßen fahren dicke SUVs, in den Häusern leuchten abends die Flachbildfernseher. Alles, alles wird importiert: Fleisch kommt aus Neuseeland, Milch und Beton aus Frankreich. Die Wirtschaft ist nur noch nicht zusammengebrochen, weil Frankreich sein Überseegebiet jedes Jahr mit einer stattlichen Überweisung bedenkt. Wirtschaftlich lief es in den letzten Jahren nicht wirklich rund für die Archipele. Die Haupteinkommensquelle, der Tourismus, schwächelt wegen Wirtschaftskrisen. Jahrzehntelang hat man sich auf das Luxustourismus-Segment spezialisiert und tut es auch immer noch. Aber die Preise sind hier so hoch, dass auch eine einfache Familienpension für Europäer teuer ist. Die schicken 4- bis 5-Sterne-Resorts legen nochmal einen drauf, aber in Thailand oder Indonesien bekommt man für das Geld deutlich mehr. Und nicht jeder hat Lust auf eine Ü-20-Stunden-Anreise mit dem Flieger.

Auch die Perlenzucht und der Vanilleanbau, einst einträgliche Exportwaren, leiden unter sinkenden Preisen. Ob man es sich eingestehen will oder nicht – auf die französische Unterstützung ist man angewiesen. Deshalb ist das mit der Unabhängigkeit so eine Sache. Die Frage spaltet Polynesien. Und so wurde Temaru schon wieder abgewählt, kaum hatte er das Präsidentenbüro bezogen. Und ein halbes Jahr später wurde er wieder aufs Neue gewählt, nur, um im nächsten Jahr wieder abgewählt zu werden. Insgesamt war er fünfmal im Amt – in neun Jahren. Seine Anhänger wollen Frankreich lieber heute als morgen loswerden – oft werden sie aber für weltfremde Spinner gehalten.

Nur nicht Oscar. So wird er von einigen Indépendantisten genannt, die ich treffe. Sie sprechen seinen Namen fast andächtig aus. Oscar. Wahlweise wird er aber auch einfach „le président" genannt, noch immer. Obwohl seine Möglichkeiten begrenzt sind, ist er schon sowas wie ein Held.

14. Die heilige Kokosnuss

Was für die Lateinamerikaner der Mais ist, das ist hier die Kokosnuss. Ihr Wasser wird getrunken, kein anständiges polynesisches Gericht ohne

Miti hue – eine weiße Creme aus geraspeltem Kokosfleisch, Meerwasser, Knoblauch und ausgekochten Shrimps. Mit den Stämmen der Palmen werden Häuser gebaut, mit den Blättern Dächer gedeckt, Teller und Hüte geflochten. Man kann sich sogar ganz in Kokosblättern kleiden. Aus den schmalen Streifen werden Bikini-Oberteile gebunden und Röcke gefertigt.

Im Restaurant kann man das traditionelle Essen Ma'a nicht bestellen – jedenfalls habe ich es nie auf der Speisekarte gesehen. Und auch in den Supermärkten kriegt man leider kaum die entsprechenden Zutaten. Es gibt zwar Yams-Wurzeln und Uru-Brotfrüchte, aber das war's meistens auch schon. Der Rest sind Kartoffeln, Zwiebeln und teure Zucchini aus den USA. Nach einer Weile im Land habe ich verstanden, dass die Einheimischen ihre Grundnahrungsmittel auch nur zum Teil im Markt kaufen. Der Kram wächst ja bei ihnen im Garten. Kein Tahitianer, der was auf sich hält, würde eine Kokosnuss im Laden kaufen. Bananen und Uru-Bäume sieht man überall, die Früchte liegen auf der Straße und werden von Autoreifen plattgefahren.

Das klassischste aller Essen gibt es Sonntagsmittag. Meistens stehen mehrere Schüsseln mit bunten Stücken auf dem Tisch, alles schwimmt in Miti hue, der Kokoscreme. Guave in Kokoscreme, Banane in Kokos, Süßkartoffel, Uru, Kartoffel. Dazu werden meistens noch ein, zwei Sorten gekochter Fisch serviert und das Beste: Poisson Cru. Kleingeschnittener weißer und roter Thunfisch – natürlich roh –, eingelegt in Limettensaft, dazu etwas Gurke und Karotte, und natürlich: Kokoscreme. Da könnte ich mich reinlegen. Wie frisch der Fisch ist, merkt man, wenn man den Kopf tief in die Schüssel hält und einatmet: Riecht nach Meer. Ach ja, und alles wird mit den Händen gegessen. Guten Appetit!

15. Hao – Plutonium unterm Beton

Mein erstes Atoll. Aus der Luft sieht Hao aus wie eine unförmige Peperoni, mit Wasser in der Mitte. Nur der Ring aus toten Korallen schaut aus dem Meer. Vom offenen Meer zur Lagune ist es nicht weit, etwa 50 Meter. Wenn keine Häuser im Weg sind, kann man bequem beide Ufer im Auge behalten. Hier wachsen vor allem Kokospalmen und Büsche – sie kommen gut mit Salzwasser klar. Dazwischen ducken sich kleine Betonhäuschen mit Wellblechdächern. Auf der Straße fahren Kinder auf viel zu großen Rädern ohne Bremsen hin und her. Es sind Ferien, viel zu tun gibt es nicht.

Die Insel hat eine steile Karriere hingelegt: In den 1950ern lebten hier nur knapp 200 Einwohner - dann stieg Hao auf zum Steuerungszentrum und Umschlagplatz der atmosphärischen Nukleartests. Bis zu 3.000 Menschen wohnten zu den wuseligsten Zeiten hier: Fast jeder hatte einen Job

beim Militär, im Dienst oder einfach nur als Kellner, Fahrer, Monteur, Koch. Es waren glorreiche Zeiten, als es hier noch Nachtclubs gab, Restaurants, ein Schwimmbad und ein Kino mit gratis-Eintritt. Ich habe den teuren Flug hierhin genommen, weil ich gehört habe, dass hier noch Plutonium rumliegt und dass die Insel eigentlich als unbewohnbar gilt. Absurderweise muss ich auf Hao deutlich mehr über Asbest, Schwermetalle und PCB reden als über Radioaktivität. Auch hier wollen einige nicht mit mir reden, einer ist aber bereit dazu.

Gleich neben der Kirche ist ein Garagentor aufgeschoben. Im Eingang steht Teaitu Foster. Mit seiner fleckigen Hose und dem zahnlosen Lächeln kann ich kaum glauben, dass er einer der reichsten Männer auf Hao ist. Zu ihm kommt man auch, wenn man Elektrogeräte reparieren möchte. Den verschmorten Kabeln nach, die aus den Eingeweiden des Kühlschranks neben dem Eingang hängen, klappt das so mittelgut. Nebenbei hat er in der Garage noch einen kleinen Süßwarenladen eingerichtet, mit Zuckerwatte-Automat und Plüschtier-Angelspiel. Wir setzen uns auf wackelige Plastikstühle neben den kaputten Kühlschrank. Wie so oft bei Interviews werde ich übel zerstochen. Die Moskitos werden magisch von mir angezogen, Teaitu zündet mir fürsorglich eine Rauchspirale an, die ein bisschen gegen die Biester hilft.

15.1 Auf Hao wächst die Amüsiergesellschaft

Zu Zeiten der Atomversuche nutzte Teaitu die Gunst der Stunde und machte ein äußerst erfolgversprechendes Geschäft auf: Einen Nachtclub. Der gehörte auf Hao zur neuen Amüsiergesellschaft. Bis 5 oder 6 Uhr morgens wurde getanzt, getrunken und sich amüsiert, erzählt er. „Die Legionäre, alle, solange die Musik rummste, wollte keiner heim. Das war gut, vor allem für mich, weil ich viel Geld verdient hab“, da lacht er.

Hao war so gut ausgestattet, dass selbst Charles de Gaulle höchstpersönlich es sich nicht nehmen ließ, Hao zu besuchen, um im September 1966 einer Atomexplosion beizuwohnen. Teaitu war damals 16 Jahre alt.

„De Gaulle hat gesagt: Hier in Hao werden wir alle mit Wasser versorgen und mit Strom, alles kostenlos. Und heute, was haben wir heute? Wir zahlen für alles und es gibt nichts mehr. Keine Arbeit, gar nichts.“

In Gesprächen merke ich immer wieder, dass sich die Menschen verlassen fühlen von Frankreich. Man könnte argumentieren, dass Paris nicht verpflichtet ist, ihnen bis ans Lebensende Wohlstand und Sicherheit zu garantieren, aber die Polynesier sehen das definitiv nicht so. Auf Hao sieht man jedenfalls sehr gut, dass irgendwann Schluss war mit der Vorzugsbehand-

lung. Nachdem die Basis stillgelegt wurde, wurde auch Hao nicht mehr gebraucht. Die Insel mutierte zum Militärmaterialfriedhof. Inzwischen gibt es fast keine sichtbaren Überreste der Atomtest-Ära mehr in Hao. Nachdem die Armee mehrfach nachdrücklich daran erinnert worden war, hat sie die alten Gebäude abgerissen, die meisten Betonplattformen aufgebohrt. Erhöhte Strahlenwerte gibt es kaum noch – wie auf fast allen Inseln in Französisch Polynesien. Heute wird hier keiner mehr durch Radioaktivität krank. Das Problem sind eher Bauschutt und Geräte, die die Soldaten vor ihrem Abzug verbuddelt und im Meer versenkt haben. Teaitu Foster hat es beobachtet.

„Ich weiß das, weil ich immer zum Fischen rausfahre. Als ich auf dem Meer war, hab ich einen Hubschrauber gesehen, der alles runtergeworfen hat: Lastwagen, Bulldozer. Man muss nur ein U-Boot hinschicken, dann sieht man das alles. Auf dem Atoll haben sie ein 300 Meter tiefes Loch gegraben und Laster und ganze Flugzeuge reingeworfen."

Bei meinem Besuch auf Hao sind noch etwa 30 Soldaten von den früher mehreren tausend übrig. Sie sollen dafür sorgen, dass die letzten Spuren des Militärs verschwinden. Damit scheint es Probleme zu geben, denn die Abreise der letzten Ausharrenden wurde mehrfach verschoben. Details darf ich aber nicht erfahren – auch nicht, als ich mit einem der Soldaten Bier und Pastis trinke. So richtig ernst nehmen kann ich die Jungs aber nicht. Sie tragen Tarnuniform, oben mit T-Shirt, unten mit Hotpants. Kann man bei den Temperaturen verstehen, sieht aber trotzdem albern aus.

15.2 Papageifisch mit PCB

2011 gab es eine Studie zum „Verseuchungsgrad" von Hao. Es wurden Proben genommen vom Wasser, dem Boden, den Pflanzen. Gefunden hat man einen bunten Blumenstrauß an Schwermetallen, Brennstoffresten und PCB. Die Empfehlung der Autoren: Kein Fischen an den Orten, die am stärksten belastet sind. Allerdings wird der Ratschlag von den Bewohnern freundlich ignoriert – es sind die Orte, an denen nun mal alle fischen. Zusammen mit meinem Gastgeber, einem der zwei Krankenpfleger hier, stelle ich fest, dass auch andere Empfehlungen folgenlos geblieben sind. Wir wohnen nämlich genau in dem Gebiet, wo früher Militärbaracken standen, neben einer Entsalzungsanlage für das Atoll. Brennstoffreste und PCB verseuchen hier laut den Proben das Grundwasser. Die Schlussfolgerung der Studie: Hier sollen keine Wohnanlagen gebaut werden, 80 Meter rund um die Lagune darf auch nichts angebaut werden. Und da sind wir, in drei schönen Fertighäusern für die Krankenpfleger und den Insel-Arzt. Vincent hat

gerade erst Bananen und Kokospalmen gepflanzt. Zum Abendessen gibt es Poisson cru mit frisch gefangenem Perroquet, Papageifisch. Ich frage lieber nicht, wo der genau gefangen wurde.

15.3 Flying doctors

Theoretisch hat jede größere Insel das Anrecht auf einen eigenen Arzt und Krankenpfleger oder –schwestern. Auf Hao haben die Ärzte offenbar aber nicht wahnsinnig viel Lust. Das Atoll ist klein, etwa tausend Kilometer von der Hauptinsel Tahiti entfernt – abgesehen von ein paar abendlichen Dorfveranstaltungen ist nicht viel los. Man könnte auch sagen: Hier ist der Hund begraben. Und so ist die Stelle schon seit Monaten unbesetzt. Also machen die Krankenpfleger die Arbeit eines Arztes mit, obwohl sie dafür eigentlich nicht ausgebildet sind, geschweige denn die rechtliche Befugnis haben. Sie entscheiden zum Beispiel auch, ob jemand so krank ist, dass er nach Tahiti oder nach Paris geflogen werden muss. Mit einem Linienflug (zwei- bis dreimal die Woche) oder in Notfällen auch mit einer gecharterten Maschine. Bei Sturm geht natürlich kein Flug.

Das Krankenhaus auf Hao ist erstaunlich gut ausgestattet. Es sieht etwas seltsam aus, weil das komplette Gebäude auf Stelzen steht – um Zyklonen trotzen zu können. Drinnen ist neben den üblichen Behandlungsräumen sogar ein eigenes Röntgengerät. Die kleineren Inseln können auf so einen Luxus nicht zählen. Bei ihnen kommt ein- bis zweimal pro Woche ein Arzt vorbeigeflogen. Spezialisten wie zum Beispiel Psychiater kommen seltener vorbei. Von einer Krankenschwester höre ich, dass die Ärzte hier absolut den Status der „Götter in weiß“ haben. Und das, obwohl ihren Worten zufolge so mancher Arzt nur nach Polynesien kommt, weil er in Frankreich seine Approbation verloren hat. Auf den Inseln kann er dann immer noch arbeiten.

15.4 Mami Blu – Star der Nächte in Hao

Das Haus ist unauffällig: Betonwände, Wellblechdach, rundherum Kokoshain – also ein Haus wie alle anderen auf Hao. Doch hier lebt sozusagen die berühmteste Frau Haos: Mami Blu. Wie Teaitu war sie in den 60ern und 70ern Nachtclubbesitzerin hier und der Star der Insel. Wer damals keinen Fuß in einen Club von Mami Blu gesetzt hatte, war nicht auf Hao gewesen. Wodka, Rum, Wein flossen in Strömen, es wurde bis morgens getanzt und Mami Blu saß meistens auf dem Schoß eines Offiziers. Das Haus ist innen ein kleiner Schrein mit Fotos aus der Zeit: Sie zeigen eine hübsche junge

Frau im Pareo, die langen Haare sorgfältig glatt gekämmt, und mit einem netten Lächeln.

Entfernt kann man die junge Dame in Mami Blu noch erkennen. Die grau melierten Haare haben allerdings ein interessantes Eigenleben entwickelt, der Reißverschluss ihres Kleides hängt nicht mehr da, wo er sollte, die Flipflops sind so abgelaufen, dass sie nur noch von den Zehen bis zum Mittelfuß reichen. Und dabei hat sich Mami Blu extra für mich in Schale geworfen. Sie ist in ein rotes bodenlanges Kleid geschlüpft, hat Lippenstift aufgetragen und Schmuck angelegt. Rasiert hat sie sich aber nicht – das würde dann doch zu weit gehen. Ach ja, Mami Blu ist eigentlich ein Mann. Das hat die Soldaten und Offiziere in den 70ern wohl nicht sonderlich gestört.

15.5 Frauenkleider und Schmuck tragen ist für Männer kein Tabu

In der polynesischen Gesellschaft ist Cross-Dressing weitgehend akzeptiert. „Softe Transvestiten“ gibt es viele hier. Mal tragen die Männer einfach nur Pareo und Blumen im langen Haar. Dann werden sie Mahu genannt. Wenn sie sich auch schminken, Schmuck tragen und sich auch entsprechend benehmen, werden sie oft Raerae genannt. In der polynesischen Gesellschaft wurde früher der älteste Sohn als Frau aufgezogen – er musste auch im Haushalt helfen und die Kinder mit erziehen. Homosexuell sind die Mahus und Raeraes aber nicht unbedingt. Manche von ihnen haben auch Frau und Kinder.

Mami Blu hat bestimmt tolle Geschichten auf Lager. Aber der Gestank im Haus ist fast unerträglich. Ich kann auch mit Sicherheit sagen, dass sie ihre Zähne seit geraumer Zeit nicht mehr geputzt hat. Aus dem Zahnfleisch ragen braune Stummel. Ich halte es nicht sehr lange aus bei Mami Blu.

15.6 Haos Plutoniumvorräte

Wenn eine Atombombe hochgeht, explodieren nur etwa zehn Prozent des Sprengmaterials, meistens Plutonium oder Uran. Der Rest bleibt mehr oder weniger an Ort und Stelle. Deshalb liegen auf den Testatollen Moruroa und Fangataufa noch beachtliche Mengen Plutonium – in den eigens für die Explosionen gebohrten Schächten, begraben unter mehreren Betonschichten. Auch im Sand der Lagune findet sich noch einiges, weil die Bomben auf schwimmenden Plattformen gezündet wurden. Und in Hao – da gibt es ebenfalls noch kleinere Mengen Plutonium. Die stammen nicht von einer Bombe, schließlich ging hier keine hoch. Sie stammen von den Armeeflug-

zeugen, die, frisch durch die radioaktive Wolke gedüst, wieder auf Hao landeten und dort „dekontaminiert“ wurden. Das klingt komplizierter, als es war – die Maschinen wurden einfach nur mit Wasser abgespritzt. Das lief wahrscheinlich über Abflussrohre ins Meer, beziehungsweise in die Lagune. Im Boden ist noch etwas davon übrig.

Plutonium im Boden hört sich dramatisch an – ist es aber nicht unbedingt. Denn auf Hao liegt das strahlende Material unter einer Betondecke. Auch auf Moruroa liegt das Element in den Sedimenten am Grund der Lagune oder in den tieferen Sandschichten am Ufer. So lange es da bleibt, ist es weitgehend ungefährlich. Denn Plutonium ist ein Alphastrahler. Das bedeutet, dass es nicht Elektronen, sondern Atomkerne abstrahlt – die sind so groß, dass sie es meistens nicht weit schaffen. Ein dickeres Blatt Papier dazwischen halten reicht – die Kerne bleiben im Material hängen. Selbst durch die Luft kommen die Teilchen nur wenige Zentimeter voran. Richtig gefährlich wird Plutonium erst, wenn man es zum Beispiel zusammen mit Staub einatmet, trinkt oder isst. Im Körper sind die reaktionsfreudigen Atomkerne nah genug am Gewebe, um dort schlimme Schäden anzurichten.

15.7 Bloß nicht anfassen!

Solange das Plutonium also auf Hao und in Moruroa bleibt, wo es ist, ist alles in Ordnung. Deshalb ist es kein Wunder, dass Experten empfehlen, das Zeug am besten dort zu lassen. Wenn man versuchen würde, den kontaminierten Boden abzutragen, könnten erstens die Arbeiter dadurch krank werden, zweitens weiß keiner so richtig, wohin damit. Probleme könnte es allerdings geben, wenn ein Sturm den Sand umwälzt – so ist es 1981 auf Moruroa passiert. Auch auf Hao befürchten manche, dass ein Sturm die Betondecke aufreißen und das strahlende Material wieder zu Tage fördern könnte. Das klingt für mich etwas weit hergeholt. Allerdings hält Beton natürlich nicht ewig. Das Material erodiert, bekommt Löcher. Die verbreiteten Schlaglöcher in Köln sind der beste Beweis. Und Plutonium hat nun mal eine Halbwertszeit von – je nach Isotop – bis zu rund 24.000 Jahren. Die Frage ist, ob die Armee für diesen kompletten Zeitraum für das Material garantieren kann. Denn Zyklone sind keine Seltenheit in Polynesien.

16. Das vernachlässigbare Risiko

Dass das mit den „sauberen Versuchen“ ein Märchen war, weiß man heute. Deswegen nimmt den Begriff auch schon lange kein französischer Politi-

ker mehr in den Mund. Stattdessen hat ein anderer Begriff Karriere gemacht: Das vernachlässigbare Risiko. Dieser Begriff spielt beim französischen Entschädigungsfonds für Opfer von Strahlenschäden durch die Atomversuche eine wichtige Rolle. Ob es Geld gibt, wird mit einer mathematischen Formel entschieden. Denn in der Theorie weiß man, dass so Krebs entstehen kann: Radioaktive Teilchen schlagen Löcher ins Erbgut der Zellen. Ob daraus wirklich Krebs wird, ist ein bisschen wie Würfeln. Später kann man nicht eindeutig feststellen, ob Radioaktivität die Ursache war. Mit der mathematischen Formel versuchen es die Behörden trotzdem. Bruno Barillot, Leiter der polynesischen Wahrheitskommission zu den Atomversuchen, hat selbst nur so halb verstanden, wie die Formel funktioniert:

„Das Alter, ob man Raucher ist, die Zeit, die man auf dem Atomtestgelände gearbeitet hat, Strahlenmessungen, Gesundheitsprobleme – all das kommt in eine Formel. Ist das Ergebnis kleiner als ein Prozent, heißt es, das Risiko ist vernachlässigbar."

Solche Formeln werden auch in Deutschland verwendet, etwa bei Bergarbeitern, die Uran aus dem Boden geholt haben. Die Überlegung: Wenn man weiß, dass ein Arbeiter viel Strahlung abbekommen hat, nicht raucht und relativ jung an Krebs erkrankt ist, dann liegt ein Zusammenhang nahe. Für die Polynesier ist die Entschädigungspraxis aber eine Enttäuschung: Denn von mehreren tausend Antragstellern haben bisher nur sieben Polynesier Geld gesehen. Die gemessenen Strahlendosen sind einfach zu niedrig – wenn überhaupt Messungen vorliegen. Barillot spricht von „Betrug, um Entschädigungen abzuwehren".

Schwindel sagen die einen – wir wissen es nicht besser, die andern. Unter Strahlenschutzexperten tobt ein Streit, was genau bei niedrigen Strahlendosen mit uns passiert. Die eine Seite meint: Jeder einzelne Schaden in unserer DNA kann Krebs auslösen. Jedes bisschen zusätzliche Strahlung kann entscheidend sein. Die andere Seite ist überzeugt: Unter einer gewissen Schwelle passiert überhaupt nichts, im Gegenteil: Es könnte sogar positiv sein. Diese Haltung vertreten interessanterweise vor allem Forscher der französischen Akademie der Wissenschaften. Letztlich hat man international eine Art Kompromiss gefunden, der lautet: Egal, so ein Zusatzrisiko kann man im echten Leben sowieso nicht nachweisen. Menschen sind ständig natürlicher Radioaktivität ausgesetzt: Wer im Erdgeschoss wohnt, bekommt mehr ab als weiter oben – in Bayern mehr als an der Nordsee. Das Extra durch Atomtests verschwindet da im allgemeinen Rauschen. Die Menschen in Polynesien wollen davon nichts hören. Auch wenn sie es nie werden beweisen können, sind sie überzeugt, dass es die Atomtests sind, die sie krank gemacht haben.

17. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht

Moruroa heißt übersetzt „Großes Geheimnis“ – das hat sich Frankreich offenbar lange Zeit zum Motto gemacht. Womöglich auch, damit interne Berichte wie der über kontaminiertes Trinkwasser in Tureia nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Bruno Barillot hat das Dokument in die Finger bekommen:

„Es ist wirklich erstaunlich. Es wird einfach nur beschrieben, dass die Zisternen verseucht sind und man bedauert, dass Mütter mit dem Wasser die Fläschchen für ihre Babys machen. Und das ist alles. Es gibt keine Empfehlung für die Bewohner.“

Es sind solche Geschichten, die die Polynesier wütend machen, und verbittert. Wenn man die (bisher bekannten) Fakten betrachtet, gab es zwar Strahlenschäden und vermutlich auch mehr Krebserkrankungen in Polynesien aufgrund des Nuklearprogramms. Allerdings dürften es deutlich weniger Erkrankungen sein, als viele Menschen derzeit behaupten. Wenn jemand sagt, er oder jemand aus seiner Familie sei wegen der Tests krank geworden, möchte ich ihm gerne glauben. Aber wenn die Todesursache ein Herzinfarkt oder Schlaganfall war, ist geringe Radioaktivität vermutlich raus als Faktor. Selbst, wenn der Mann eine Zeit lang in einem Baumwollanzug radioaktiven Staub von Flugzeugen gespritzt hat. Auch die meisten Krebserkrankungen haben vermutlich gar nichts mit Strahlung zu tun. Übergewicht und eine ungesunde Lebensweise dürften mehr Opfer gefordert haben. Daran trägt Frankreich durchaus eine Mitschuld – bevor die Armee kam, sah das Leben in Polynesien noch völlig anders aus. Wie sähe heute der Alltag auf den Inseln aus, wenn es keine Atomtests gegeben hätte? Keine Ahnung.

17.1 „Hollande, geh nach Hause“

Wer den Menschen zuhört, versteht bald, dass der Knackpunkt ein anderer ist. Es ist nicht der Krebs oder der stille Atommüll. Es sind die Lügen. Wie oft habe ich zwischen zusammengepressten Lippen gehört: „Die französische Regierung lügt“, „Wir wurden belogen“, „Denen glaube ich gar nichts mehr“. Es ist das Wissen, dass Frankreich die Polynesier nicht für voll genommen hat, nach dem Motto: „Die würden das sowieso nicht verstehen, also erklären wir es ihnen auch nicht.“

Als François Hollande im Februar 2016 bei einem Besuch in Tahiti zugab, dass die Atomtests Folgen hatten, für die Umwelt und die Gesundheit der Menschen, hatten ihn Protestierende mit Bannern empfangen. Darauf stand: „Hollande, geh nach Hause und nimm dein Plutonium mit.“ So lan-

ge Frankreich sich nicht umfassend für die Heimlichtuerei entschuldigt und die restlichen Dokumente freigibt, auch diejenigen zur Gesundheit der Polynesier, können viele Menschen dort nicht nach vorne schauen. Stattdessen sind sie gefangen in Verbitterung und Selbstmitleid. Den Fallout hätten sie verziehen, die Lügen nicht.